

Andacht zur Wochenmitte, 23. September 2020

„Seht ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön. So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.“

Ich sitze am Schreibtisch und sehe den Mond am schwarzen Himmel stehen. Eine Sichel nur und doch weiß ich natürlich: da ist noch mehr. Und die Zeile des schönen Abendliedes drängt sich von ganz allein in meinen Kopf.

Und ich denke darüber nach, wie oft mir das passiert, dass ich nur einen Teil wahrnehme und das Ganze nicht verstehe. Vielleicht muss ich das auch gar nicht immer. Vielleicht darf ich manchem einfach auch das Undurchschaubare lassen. Der Schöpfung ihre Größe. Gott das Unbegreifliche. Da ist immer ein Mehr als das, was ich erkennen kann.

Ich weiß nicht, wie oft ich schon staunend auf der Straße gestanden und zum Himmel hoch geschaut habe: wie schön! Und was für ein kleines Menschenkind ich doch bin, wenn ich diese Weiten des Himmels um mich wirklich wahrnehme. „Ich bin ein Staubkorn im Weltall!“

Mir tut es gut, mich gelegentlich runter zu holen, wenn die Beschäftigung mit mir selber überhand zu nehmen droht. Wenn ich zu sehr nur noch auf mich sehe, auf meine Sorgen, mein Wohlbefinden, mein Vorankommen... Das macht ja oft nicht nur den Blick eng, sondern auch das Herz. Da ist dann kein Platz mehr für die Anderen an meiner Seite und für die ganz weit weg. Für die schon gar nicht mehr.

Aber manchmal brauche ich auch das genaue Gegenteil: „Ich bin der Nabel der Welt!“ Ich werde gesehen, an-gesehen, ich bin wichtig und wertvoll. Es ist nicht egal, wie es mir geht. Andere denken an mich, machen sich Sorgen, freuen sich mit, drücken die Daumen. Auch das tut mir gut.

Im Grunde weiß ich, ich bewege mich zwischen diesen beiden Polen. „Ich bin ein Staubkorn im Weltall“ und „Ich bin der Nabel der Welt“. Mal bin ich mehr auf der einen und dann auf der anderen Seite. Mal muss ich meine eigenen Sorgen relativieren im Blick auf die Welt und dann wieder ist es ganz wichtig, mir etwas Gutes zu tun und tun zu lassen. Dazwischen lebe ich, mal oben, mal unten, mal mittendrin. So ist Leben – bunt und grau, leicht und schwer.

Ich brauche das Gefühl, getragen zu sein, damit ich die schweren Tage durchstehen kann. Ich brauche die Weite des Himmels, damit ich nicht aufhöre darüber zu staunen, dass all das geschaffen ist, dass ich geschaffen bin. Und nicht etwa irgendwie, sondern einmalig, besonders und geliebt. Ich brauche die Begrenzung, damit ich nicht vergesse, dass genau dies auch für alle anderen gilt: geliebt zu sein und angesehen.

„So legt euch, Schwestern, Brüder in Gottes Namen nieder; kalt ist der Abendhauch. Verschon uns, Gott, mit Strafen und lass uns ruhig schlafen. Und unsern kranken Nachbarn auch!“

Vielleicht haben Sie ja Lust, das Lied zu singen.

Ihre/eure

Heike Kehlenbeck